

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider.

(Fortsetzung.)

Doch noch einmal zum Barockstil zurück! Wenn ich hier von einer lebenswichtigen Frage der Erkenntnis unseres Volkstums sprach, ist dies nicht unberechtigte Übertreibung? Nein; die Frage berührt ja das Wesen unseres Volkes, ist ein Prüfstein für das, was man fränkisch heißen kann. — Aus jeder kunstgeschichtlichen Übersichtskarte Deutschlands leuchtet sogleich hervor, daß neben dem bayerisch-österreichischen Südosten gerade Franken eine Häufung bedeutender Barockbauten aufweist; und so könnte die Meinung aufkommen, daß dafür der gleiche Volkscharakter verantwortlich sei, nämlich der dinarische; liest und hört man doch heute, die sogenannte Dinarische Rasse sei die eigentliche Trägerin des Barockgedankens. Daran ist wahr, daß Eigenschaften, die man dem dinarischen Wesen zuschreibt, wie derbe Kraft, Leidenschaftlichkeit, Sinn für Schwung und Bewegung, handgreiflicher Humor in ihrer Gesamtheit dem unklassischen Wesen des Barocks entgegenkommen, in ihm zeitweise vielleicht ein völliges Genügen finden; ob freilich diese Rasse jedesmal in der Kunstgeschichte den Anstoß zu dem unausbleiblichen, unabwendbaren malerischen Ausklang der strengen Stile gegeben hat, den wir heute bei der hellenischen Kunst wie bei der Gotik und der Renaissance den Barock dieser Stile nennen, ob sie überhaupt jedesmal dafür herangezogen werden kann, das steht auf einem anderen Blatt. Auf keinen Fall ziehe man aus dieser Meinung oder Tatsache einen Schluß auf die rassischen Verhältnisse Ostfrankens. Das bodenständige ostfränkische Volk ist ganz unschuldig an der Erfindung und an der Hochkultur des Barocks der Renaissance. Die Bischöfe, die Äbte, die weltlichen Fürsten bemächtigten sich, bedienten sich zuerst dieser Kunstübung; von ihren Sitzen aus fluteten die Kunstwellen in immer weiteren Kreisen hinaus auf das Land, und was wir an mäßig hellem Glanz in entlegenen Dorfkirchen, in bescheidenen Ritterschlössern und selbst wohlhabenden Bauernstuben leuchten sehen, ist Abganz bekannter Vorbilder in den Hauptstädten. Der Verlauf der Entwicklung war ein Empfangen ja auch insofern, als die großen Baukünstler, Bildhauer, Maler, Kunstschlosser, Stuckmeister in der Regel von auswärts und oft von weither gekommen waren, aus Italien, aus Frankreich, aus den Niederlanden: ich möchte nicht Altbekanntes breittreten. Auch das ist freilich wahr, daß viele nicht eben schöpferische, aber im Handwerklichen außerordentlich tüchtige, bodenständige Meister sich dieser Kunstformen mit großem Glück bemächtigten, wie der Bildhauer Georg Reuß und der Tischler Franz Böhm, beide aus Bamberg, deren gewerklisches Können man an der Kanzel in der Michaelskirche ihrer Vaterstadt bewundern möge. Denn sicherlich kamen Barock und Rokoko auch gewissen Neigungen der fränkischen Volksseele entgegen, und das zierlich-heitere Haus zum Falken fällt ganz gewiß ebenso wenig aus dem Rahmen des Altwürzburger Frankentums heraus wie das üppig-kraftvolle Böttingerhaus in der Judengasse zu Bamberg den strotzenden Gemüfeseibern, dem guten Bier und der Lebensfreude einer Stadt widerspricht, von der ein alter Spruch sagt: „Wär' Nürnberg mein, wollt' ich's in Bamberg verzehren“. Und schreibt man dem Franken eine rege Einbildungskraft zu, rühmt man die dichterischen Leistungen des Stammes: Warum sollte dem nicht eine Kunstübung entgegenkommen, die

mit einem wesentlichen Zug der Poesie, mit dem Nebeneinander und der Wechselwirkung von Licht und Schatten in solchem Maße arbeitet wie der Barock? Und warum sollte nicht die groteske Veranlagung vieler Volksgenossen in absonderlichen, bizarren, das Maß des Möglichen und Wahrscheinlichen zuweilen überschreitenden Formen sich lieber wiederfinden als in strenger Klassik, in wohlgezügelter Regelmäßigkeit?

In diesem Sinn ist der Barock auch etwas Fränkisches; aber er ist keineswegs das Fränkische schlechthin. Laufen wir einmal die Zeiten schnell rückwärts: Da wurden vor Pettrini und Neumann in Franken auch sehr ansehnliche Renaissancegebäude hingestellt, in Ostfranken so eindrucksvolle Schöpfungen wie das Hohe Haus der Alten Hofhaltung zu Bamberg, die Rathäuser zu Nürnberg, Schweinfurt und Rothenburg; und an vielen Brunnen, Toren, Schaufseiten, Erkern im ganzen Land fanden die biedereren Meister ganz trefflich mit dem sich ab, was man Deutsche Renaissance nennt. Doch zuvor hatte Franken hochherrliche Meister der Gotik aus seinem eigenen Schoße geboren, und die Marienkapelle in Würzburg wie Sankt Lorenz in Nürnberg und die Obere Pfarr in Bamberg verkünden an eindrucksvollsten Plätzen ihrer Städte die künstlerische Kraft des gotisch empfindenden fränkischen Bürgertums. Aber wiederum zuvor war Franken ein Land des romanischen Stils gewesen; romanisch ist der Baugedanke des Würzburger wie des Bamberger Domes, in allen möglichen, heute umgestalteten Bauten des Landes verbergen sich romanische Kerne; schon vor langen Jahren wies ich darauf hin, daß Bamberg allein am Ende des 12. Jahrhunderts zehn größere und kleinere romanische Kirchenbauten besaß. Denkt man vollends an die fränkischen Lande am Rhein: Welch eine *Via triumphalis*, welch eine Ehrenstraße des romanischen Stils ist doch die „Pfaffengasse“, angefangen von St. Martin und St. Gereon in Köln bis zu den alten Bauteilen des Straßburger Münsters! Ja, wollte einer im Hinblick auf die überwältigende Wucht der drei großen rheinischen Dome von Mainz, Worms und Speyer, auf diese Siegesmale der Kraft fränkischer Kaiser und Bischöfe sagen, der romanische Stil sei der fränkische — wer könnte ihm ernstlich widersprechen? Zuvor hatte freilich schon Karl der Franke — den Beinamen hier zu bewußter Ehrung und nicht aus verlegener Angst oder zu schulmeisterlicher Herabsetzung gebraucht — zuvor hatte Karl das gehandhabt, was man karlingische Renaissance nennt und hatten die Ostfranken in licht- und geistvollen oder in wuchtig-wehrhaften Zentralbauten, von Aachen bis nach Altenfurt tief im Lorenzer Wald bei Nürnberg, etwas ihrer Zeit und ihrer geschichtlichen Sendung Gemäßes geschaffen.

Was aber will ich damit sagen? — Wir Franken sind keine Barockmenschen schlechthin, ebenso wenig wie wir gotische oder romanische Menschen schlechthin sind; wohl aber — sind wir alles zusammen. Das heißt: Mag der eigentliche Kern unseres Wesens sein wie er wolle, die Spannweite unseres Wesens ist so groß, und die Spannkraft für diese Weite reicht so völlig aus, daß um den Kern mit Leichtigkeit sich Schichten von anderer Beschaffenheit legen und schließlich auch noch Randerscheinungen sich zeigen, die den ängstlichen Laien befremden. Nur wer dies weiß, den kann die Fülle und der scheinbare Widerspruch im fränkischen Volkstum nicht mehr befremden; wer es nicht begriffen hat, der lasse die Hände von Versuchen einer Darstellung des „fränkischen Volkscharakters“. Der fränkische Stamm, als Ganzes genommen, kann nicht „eigenartig“ in dem gewöhnlichen Sinne

sein, weil „Eigenart“ immer auch Einschränkung, Enge bedeutet; sein Wesen aber widersteht sich beständig jeder festen Grenzziehung. Er mag Jahrhunderte lang eine Mode, einen Stil sich gefallen lassen: nachher kann er anders, und zwar gründlich anders. Man hat dies „Anpassungsfähigkeit“ genannt; der Ausdruck ist falsch, wenn er besagen sollte, daß mit dieser Anpassung ein Verlust des ursprünglichen Wesens verbunden ist. Wenn sich der fränkische Stamm „anpaßt“, so öffnet er nur eine der vielen Kammern seines Wesens. Ich habe gewiß nichts dagegen, wenn auch andere deutsche Stämme die große Spannweite der germanischen Seele für sich in Anspruch nehmen; ich sage aber, daß diese nordische Eigentümlichkeit, nämlich im Grunde keine „Eigenart“ im engen Wortsinne zu besitzen, bei den Franken bis zum äußersten denkbaren Maße ausgebildet ist und daß sie daher in dieser Hinsicht den am meisten nordischen aller heutigen germanischen Stämme darstellen.

In seinem romanähnlichen Werk „Auch einer“ läßt Friedrich Theodor Vischer den Helden, einen Beamten und gebildeten Mann, droben im Nordland in die Netze einer schönen, schrifttumsseifrigen, aber nixenhaft-dämonischen Frau geraten, die immer in der Gesellschaft ihres würdigen Lehrers und eines jungen Dichters auftritt. Das Verhältnis Goldruns zu dem Lehrer erscheint dem Deutschen als rein platonische Verehrung, auch mit dem Dichter hat sie, so dünkt es ihm, nichts Näheres zu schaffen. Immerhin machen ihn einige Wahrnehmungen in dem Vertrauen, er besitze die Schöne allein, allmählich wanken; doch weist er die aufkeimende Eifersucht als unwürdig von sich. Der Lehrer stirbt; von der schönen Goldrun gerufen kehrt „Auch einer“ nach vorausgegangenem Zerwürfnis wieder zu der Geliebten zurück. Da muß er denn nach einiger Zeit von ihr selbst erfahren, daß ihre Beziehungen zu dem würdigen Lehrer von der gleichen Natur waren, wie seine eigenen zu ihr: die Art ihres Verhältnisses zu dem lyrischen Dichter denkt er sich selbst dazu. Eine fürchterliche Wut über den Betrug ergreift ihn, nimmt ihm fast die Besinnung, und er schreitet zu Entsetzlichem. In einer Nacht wühlt er das noch frische Grab des Lehrers auf, zerschneidet die Brust des Leichnams mit einem Dolch — dann eilt er in das Haus der Schönen, wirft ihr den vom Leichengift triefenden Dolch an den Kopf, stürmt davon. Goldrun, an der Stirn geringfügig verletzt, stirbt an Blutvergiftung.

Dieser Mann nun rechnet sich selbst zu den Franken, „obwohl nahe der alten Sachsgrenze“; und ich gestehe: Ja, dieses Entsetzliche, dieses die Grenzen des noch Menschlichen Streifende ist als Randererscheinung fränkischen Wesens durchaus denkbar, und insofern ist die Selbstbezeichnung glaubhaft. Aber der Mann ist auch im übrigen als Franke nicht unwahrscheinlich, namentlich in der Übersteigerung eines Zuges, den ich für den Kern fränkischen Wesens halte. Im Kern dieses Wesens steht die Neigung zum Realismus, das ist zum scharfen Erfassen und zur sachlichen Darstellung der Natur; im Kern dieses Wesens blüht — die Anelei von Albrecht Dürer; der Isenheimer Altar von Meister Matthijs steht am Rande. „Auch einer“ wäre, wenn der Genius der Kunst an seiner Wiege gestanden hätte, ein Jan van Eyck, ein Albrecht Dürer oder ein Adolf Menzel geworden, so sehr war er „von einem besonders feinen und scharfen Gefühl des Zweckmäßigen heimgesucht“; und indem er, aus diesem Gefühl heraus, die kleinen, ärgerlichen Zufälle des Lebens so stark empfand, daß er darin eine „Lücke der

Objekte“, eine gewollte böshafte Störung der menschlichen Tätigkeit erblickte, steht er fast auf der Stufe eines urgeschichtlichen Geisterglaubens und reiht sich jenen grotesken Erscheinungen des fränkischen Volkstums an, die wir kennen.

Da ich nun vom Finden eines Stils gesprochen und dem fränkischen Volk die Erfindung des Barockstils aberkannt habe, könnte einer behaupten, daß die Franken Erfinder eines anderen Stils wirklich waren. Was diesen Stil betrifft, habe ich eine zum Teil spaßhafte Entwicklung der Ansichten bewußt miterlebt. Ich sog als Knabe meine ersten nicht auf Anschauung gegründeten Kenntnisse von Baukunst und Baustilen aus ein paar Büchern meines Vaterhauses. In einem — es war ein schöner, blaugebundener, mit goldenen Titelsbuchstaben gezielter Schulpreis — war mein Heimatdom noch als ein Meisterwerk des „byzantinischen“ Stils bezeichnet und beschrieben; im anderen, einem „Katechismus der Baustile“, aus dem meine Schwester Käthi für die Schule lernte, war der gotische Stil als der „deutsche“ bezeichnet, weil er in Deutschland seine höchste Ausbildung erfahren und die größte Zahl bedeutender Schöpfungen hervorgebracht habe. Woher nun dieser Stil eigentlich stamme, war aus dem Buch, das ich weithin auswendig kannte, nicht recht ersichtlich. Eines Tages drängte sich dann auch an mich die Neuigkeit heran, der gotische Stil sei in „Isle de France“ zuerst angewendet worden; und so wußte man und wußte ich jetzt, daß die Franzosen der Welt und dem deutschen Volk, wie so vieles andere, auch diesen Stil geschenkt hätten — eine Halberkenntnis, die manchem deutschen Patrioten auf die Nerven ging; und um solche Nerven zu beruhigen, ward in der Folge festgestellt: Der gotische Stil sei zwar in Frankreich erfunden worden, aber er sei dort in einer bestimmten Höhe stehengeblieben; die wirklich mythische Tiefe, die himmelsstürmende Ergriffenheit bekundeten ja doch erst die deutschen Dome und Türme am Rhein und an der Donau. Oder, wie man neuerdings lesen kann, wo manchen das Verdienst der „Franzosen“ an dieser Sache wieder nicht schlafen läßt — die französischen Dome zeigten einen nichtnordischen, einen romanisch empfundenen Grundriß und stellten, als ausgesprochene Fassadebauten, jeweils das Ende einer südländischen Prozessionsstraße dar, was dem germanischen Wesen widerspreche; und die französischen Vorbilder des Reiters vom Bamberger Dom und anderer Gestalten der hohen deutschen Kunst des Mittelalters zeigten noch französische Untiefe an Stelle der deutschen Vertiefung ihrer Nachbilder. — All das ist ebenso überflüssiges als erfolgloses Herumgaulen um den Kern der Sache. Ich habe keinerlei Künste der Verdrehung und Bemäntelung nötig, wenn ich begriffen habe, daß den gotischen Stil nicht die „Franzosen“, sondern die Franken in Frankreich, die Westfranken erfunden haben. Daß es aber so was gibt oder wenigstens gab, darüber bestehen bei uns zu Land noch ganz nebelhafte Vorstellungen, und ich kenne Leute, die in völliger Verkennung staatlicher und völkischer Notwendigkeiten und Zweckmäßigkeiten die Franken in Frankreich nicht einmal wahr haben wollen.

Damit wird die ganze Furche meiner eigenen Entwicklung wieder aufgerissen, eine Furche, die auf jeden Fall in einer schnurgeraden, folgerichtigen Linie verlief und die durch nichts mehr in andere Richtung gebogen werden, die höchstens noch weiter geradeaus getrieben werden könnte.

(Fortsetzung folgt.)